

„Als der Tod noch satt vom Krieg...“

Eine Kindheit in Oberwinter am Ende des Zweiten Weltkriegs

Erinnerungen von Hans Kessel, aufgezeichnet von Edgars Kaléjs

Mein Absturz zwischen die Puffer und auf die Gleise der linken Rheinstrecke bei Oberwinter war erbarmungslos und unaufhaltsam zugleich. Noch heute, 2014, 68 Jahre später, erinnere ich mich an das lähmende Erstaunen, das sich meiner in den Sekunden des freien Falls bemächtigte: Hatte ich das Signal zur Weiterfahrt der Lokomotive nicht gehört? Hatte ich im selben Augenblick wirklich nicht die sich nähernde Wucht der durchdrehenden Stahlräder gespürt, die sich ruckartig von Waggon zu Waggon steigerte? Weit vorne am Holzweg in Oberwinter, beim Signal in Höhe des damaligen Bahnübergangs mit der Anrufschranke, setzte sich das Dampfross schnaufend in Bewegung!

Ob ich noch Kohlen in den Händen hielt, als die nachfolgenden Wagen über mich hinweg rollten, weiß ich nicht mehr genau – Anfang 1946 war ich gerade 10 Jahre alt. Aber es war nicht mein erster Aufstieg auf einen Kohlezug. Und vermutlich rettete mir diese Tatsache, sowie meine *Wahrnehmung* über die Beschaffenheit der Waggons, tatsächlich das Leben, denn ich versuchte erst gar nicht, irgendwie zwischen den sich langsam vorwärts drehenden Rädern zu entfliehen. Regungslos verharrete ich im Gleisbett, während die Kupplungen mit ihren Haken und Hakenbügeln in sicherer Höhe über meinem Gesicht vorbeizogen. Sobald der letzte Schatten verschwand, war ich auf den Beinen und davon. An Schmerzen kann ich mich nicht erinnern. In wenigen Sprüngen erreichte ich die Wiese vor dem elterlichen Haus, unmittelbar gegenüber der heutigen Straßenerunterführung *Am Friedrichsberg*. Meine Mutter befand sich gerade mit unserem Schaf Moritz im Garten hinter dem Haus und hatte die Dramatik der letzten Minuten nicht wahrgenommen. Warum ich die fahrende Eisenbahn von unten gesehen hatte



Der Ort des Geschehens: Bahnübergang Holzweg in Oberwinter, 1977 geschlossen

und dass ich nur um Haaresbreite mit dem Leben davon gekommen war, habe ich ihr erst später gebeichtet.

Kohlezüge, das Fringsen und eine Bombe

Die Züge aus dem Kohlenpott und den Brikettfabriken in Hürth hielten wegen des erwähnten Signals ziemlich regelmäßig vor meinem Elternhaus in Oberwinter. Dies befand sich damals noch ebenerdig zu den Schienen. Die Straße hieß „Am Schützenplatz“ und war lediglich ein 1,5 Meter breiter Weg, zu erreichen von der Hauptstraße aus durch eine heute nicht mehr vorhandene schmale Bahnunterführung. Als „Hochwasserwanderweg“ führte dieser hinter den Gleisen entlang bis zum Bahnhof Rolands-eck. Wann immer sich die Gelegenheit bot, stocherten wir Kinder von unten mit langen Ästen nach Briketts auf den hoch beladenen Waggons. Ja, und manchmal sind wir eben rauf geklettert und haben mit bloßen Händen Kohlen herunter geworfen. Viele waren es nie, aber wir empfanden Stolz und freuten uns, einen Beitrag leisten zu können, um die Entbehrungen jener schweren Zeit zu lindern. Natürlich war uns das Besteigen der Eisenbahnwagen strengs-

tens verboten. Wir hatten den Krieg überlebt und sollten jetzt nicht an jugendlichem Leichtsinns Schaden nehmen. Davon abgesehen aber war der Diebstahl von Kohlen aus Zügen oder Transporten in der Nachkriegszeit recht beliebt, ging es doch wirklich darum, die ärgste Not abzuwenden. Diese Art von *Beschaffungsmaßnahmen* hat dann auch der Kölner Kardinal Joseph Frings in seiner Silvesterpredigt 1946 als in Notzeiten entschuldigen Mundraub bezeichnet, worauf der Volksmund dafür das Wort „fringsen“ ableitete.

Das besagte Grundstück hatten meine Eltern, Johann und Christine Kessel, schon vor dem Krieg gekauft. Es war nur neun Meter breit und daher für einen Hausbau definitiv zu klein, denn allein schon der vorgeschriebenen Mindestabstand zum Nachbargrundstück betrug drei Meter. Meine Eltern behielten das Grundstück trotzdem und erwarben in der Kirchgasse, der heutigen Laurentiusstraße, ein Wohnhaus aus dem 17. Jahrhundert. Als kurz vor Kriegsende 1945 im Hafen eine Bombe detonierte, zerstörte die Druckwelle sämtliche Kirchenfenster und die meisten Scheiben der umliegenden Gebäude. Auch das Dach unseres Hauses wurde beschädigt. Für eine Reparatur hatten wir nichts und es gab dafür auch nichts zu kaufen. Weil Vater und Bruder Karl zum Kriegsdienst eingezogen waren, versuchten

unsere Mutter und wir Kinder alleine, so gut wir eben konnten, das Haus bewohnbar zu erhalten. Meine Schwestern Änni und Edith arbeiteten damals in der Oberwinterer Möbelfabrik an der Herstellung von Munitionskisten für die Wehrmacht. Von dort konnte etwas Sperrholz besorgt werden, um die Rautenfenster unseres Hauses abzudichten. Als das Holz ausging, mussten die Hochzeitsfotos der Eltern und Großeltern erhalten. Auch die Muttergottes passte in eine Raute. Na ja, und Dachziegel, die gab's *Im Ellig* – gefunden, gewissermaßen.

Enteignung, ein Treppenwitz und die Villa Stephansdach

Ungefähr gleichzeitig hatte der lokale NSDAP-Ortsbürgermeister, eigenmächtig oder auf Geheiß, unser Grundstück am Schützenplatz beschlagnahmt. Es sollte dort eine Behelfsunterkunft für Kölner Familien entstehen, deren Häuser und Wohnungen durch Bomben zerstört waren. Ohne Einwilligung meiner Eltern wurden unsere sechs Pflaumenbäume gefällt. Auf das Fundament und eine einfache Bodenplatte, statt einer Betondecke, ließ die Gemeinde von der Firma Stephansdach aus Brohl ein barackenähnliches Haus stellen. Zur beabsichtigten Nutzung durch wohnungslos gewordene Mitmenschen kam es allerdings nie.



Familie Kessel
1942

Es war ein Treppenwitz der Geschichte und es war Ironie des Schicksals zugleich: Auf dem elterlichen Grundstück, das sie selbst nicht bebauen durften, stand jetzt ein Wohnhaus! In das wir auch einzogen, noch bevor mein Vater im Mai 1946 aus dem Krieg zurückkehrte. Bald darauf einigten sich meine Eltern mit der Zivilgemeinde Oberwinter auf einen Tausch des Hauses in der Kirchgasse mit der neuen „Villa Stephansdach“. In den folgenden Jahren konnten meine Eltern und mein Bruder durch Zukäufe das Grundstück etwas vergrößern.

Amerikaner, die Front und ein weißes Tuch

Am 8. März 1945 rollten fremde Panzer durch die Hauptstraße und ein Jeep versperrte unsere Kirchgasse: Die Amerikaner hatten Oberwinter erreicht und damit den Rhein als Kriegsfront markiert. Wir wussten nicht, wie sich die Soldaten der Bevölkerung gegenüber verhalten würden. Um mögliche Feindseligkeiten von uns abzuwenden, trat meine Mutter mit einem weißen Tuch vor die Tür und signalisierte unsere private Kapitulation.

Alle Bewohner der Häuser stromseitig bis zum Holzweg wurden ausquartiert. Dort, bei Familie Schmidt, waren außer uns noch etwa 20 weitere Mitbürger untergekommen. Vier Wochen lang *hausten* wir so zusammen, schliefen auf dem Fußboden und harreten der ungewissen Entwicklung des Kriegsgeschehens.



Das Haus der Familie Kessel „Am Schützenplatz“, um 1948

Vom Bandorfer Feld aus nahmen die Amerikaner das andere Ufer unter Artilleriebeschuss. Auch das Schloss Drachenburg war zum militärischen Ziel geworden, denn im dortigen Garten waren Flak-Geschütze aufgebaut, an denen immer noch einige Hitlerjungen *ausgebildet* wurden. In Wirklichkeit dienten sie nur noch als „Kanonenfutter“ – völlig sinnlos geopfert dem Größenwahn einer kranken Ideologie. An der Kriegsgräberstätte in Königswinter-Ittenbach kann sowohl ihrer, als auch der Gefallenen anderer Länder gedacht werden.

Bohnenstangen, Fische fangen und ein bisschen schachern

In die Schule bin ich von 1942 bis 1950 gegangen. Von diesen acht Jahren können anderthalb Jahre abgezogen werden, die wegen Fliegeralarms oder anderer kriegsbedingter Umstände ausfielen. Manchmal deshalb, weil es zu kalt war. Wann immer erforderlich und möglich, brachten wir zum notdürftigen Beheizen des Klassenraumes etwas brennbares Material von Zuhause mit. Es herrschte auch ständig Mangel an Schreibmaterial. Zum Glück gab es einen kleinen Lebensmittelladen im Ort - mit einem Gemüsegarten, dort, wo heute die Apotheke ist. Der Besitzer des Ladens pflegte, neben seiner ausgeprägten Vorliebe für die Bohnenzucht, gute Beziehungen zum Remagener Verkehrsverlag. Wir Kinder verschwanden regelmäßig im Tannenwald und *arbeiteten* dort frische Tannen in Bohnenstangen um; für eine vier Meter lange Bohnenstange bekamen wir dann vom Krämer ein Heft aus Papier des Verkehrsverlags.

Häufig kamen Angler an den Rhein, meistens ältere Männer des Ortes, wohl auch einige Kriegsversehrte. Interessiert beobachteten wir Jungen an manchen Tagen das Auswerfen der Köder mit den Angeln. Irgendwann beschlossen wir, gleichfalls durch Fischfang einen Beitrag zur kargen Versorgung unserer Familien zu leisten. Die Tatsache, dass wir keinen Angelhaken hatten, hinderte uns daran nicht lange. Wir besorgten uns vom nächsten Schutthaufen einen metallenen Matratzensprungrahmen und platzierten diesen nach der Schule, vom Ufer aus unsichtbar, im Rhein – dort, wo die Ang-

*Elf Freunde:
Die Schülermann-
schaft TuS Oberwinter
1948 am Sportplatz
in Rolandseck*



ler abends ihre Ruten auswarfen. Und es kam, wie von uns erhofft! Einer der Haken verfang sich irgendwann im Sprungrahmen und war für den Angler verloren, das heißt, er musste die Schnur kappen. Am nächsten Tag, gleich nach der Schule, waren wir zur Stelle. Zwei von uns sprangen aus Schuhen und Hosen und in den Fluss und lösten den Haken vom Sprungrahmen. Mir frisch gebackenem Petri-Jünger verwehrte sich das absolute Anglerglück nicht lange: Ich fing einen Wels, so groß, dass ich ihn nur mühsam und in meine Jacke eingewickelt nach Hause tragen konnte. Vermutlich gab es danach bei Familie Kessel eine Woche lang nur Fisch zu essen.

Natürlich hielten wir Kinder alles für erlaubt, was nicht ausdrücklich verboten war. Erst recht, wenn es dem gemeinsamen Wohl diente! Irgendwann hatten wir ein amerikanisches Militärfahrzeug im Visier, das, warum auch immer, verlassen an der Rampe der Ersatzübergangsstelle beim Restaurant Bellevuechen in Rolandseck stand. Sobald wir einen Schlauch besorgen konnten, wurde der im Tank verbliebene Sprit angesaugt und in diverse Gefäße umgefüllt. Ich weiß nicht mehr genau, wie viel es war, jedenfalls hatten wir einen begehrten Rohstoff für einige Tauschgeschäfte.

Gnade und Glück und eine Handvoll Kohlen

Als Antwort auf die Frage nach einer historischen Verantwortung der späteren Generationen für die Ursachen und Folgen des Zweiten Weltkriegs, sprach Helmut Kohl (*1930) in den 1980er Jahren von der *Gnade der späten Geburt* und dem Glück, ein besonderes Elternhauses gehabt zu haben. Später präzierte er in diesem Zusammenhang *Gnade* als den Zufall des Geburtsdatums. Ich kann mich dieser Interpretation anschließen, möchte sie aber um die Zufälligkeit des Geburtsortes ergänzen; angesichts von mehr als 55 Millionen Kriegstoten und des Grauens eines *totalen Krieges*, war uns Oberwinterer Kindern in jener Zeit Gnade und Glück reichlich beschieden.

Nur – vor allem uns Jungs fehlten die männlichen Vorbilder im Sinn von *Vor-Arbeitern*. Die meisten Väter und älteren Brüder waren im Krieg oder – noch – nicht zurückgekehrt. Lange weile war uns trotzdem fremd. Zurückblickend sehe ich aber auch, wie sehr unsere kindliche Sorglosigkeit von Schutzengeln begleitet und behütet war: Die wirklichen Gefahren, die unsere *Spiele* bargen, konnten wir nicht einschätzen und ich selbst hatte für eine Handvoll Kohlen mein Leben riskiert. Der Tod, noch satt vom Krieg, hat es glücklicherweise verschmäht.